



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kretzschmar, Hermann: Musikalische Zeitfragen : 7. Weiterbildung und
Erwerbsverhältnisse der Musiker

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

des ganzen Gebiets noch brach lag, ohne besondern Eigentümer, während jetzt nur noch etwas über zwei Millionen Acker oder ein Sechzehntel des Ganzen unter den Begriff Gemeinland, common, fallen. Wenn also damals auf jeden sechzehnten männlichen Engländer, ganz gleich ob erwachsen oder noch in den Windeln, Grundbesitz von einer zum Leben genügenden Größe kam, so ist heute nur noch einer aus etwa vierhundert in dieser Lage, trotzdem daß der benutzte Boden dreimal so groß ist. Wird dieses letzte auch in Rechnung gezogen, so ergibt sich, daß wo die alte Zeit 75 Besitzer hatte, die neue nur noch einen aufweist.

Die Urbarmachung des Wüßtlandes, Gemeinlandes, ist nicht dem Volke zu gute gekommen, sondern nur denen, die schon großen Besitz hatten. Die Klasse der Yeomen, die im Mittelalter das Rückgrat des englischen Volkes war, ist im Laufe der Jahrhunderte zur Seite gedrückt worden, und der Kreis der Besitzenden hat sich beständig verengt. So reich die Grundherren auch sind, sie suchen doch ihre Güter noch zu vergrößern. Wo ein Stück Land verkäuflich ist, kann man sicher sein, daß der eine oder der andre der benachbarten Magnaten es zur Ausdehnung seines Grundbesitzes und damit seines Einflusses zu erwerben sucht. Auch die Reste des Gemeinlandes sind keineswegs vor ihrer Begehrlichkeit sicher. Erschwert auch die neuere Gesetzgebung die Aneignung, der Versuch wird doch gemacht in der Hoffnung, daß die Dörfler es nicht wagen, sich dagegen aufzulehnen.*)

(Schluß folgt)



Musikalische Zeitfragen

Von Hermann Kretschmar

7. Weiterbildung und Erwerbsverhältnisse der Musiker



Der Schüler treibt eine guten Fachbildung besteht darin, daß sie die Schüler treibt und befähigt, sich selbständig weiter zu bilden. Die Weiterbildung ist auch für die Künstler unerlässlich, für den modernen Musiker darum doppelt unerlässlich, weil die Tonkunst zur Zeit in lebhafter Entwicklung begriffen ist. Dem Musikerstand müssen also die üblichen Mittel dieser Weiterbildung bequem und ausreichend zur Verfügung stehen. Es sind dieselben wie in den gelehrten

*) In einem kentischen Dorfe soll gegenwärtig das Aufsichtsrecht über den Dorfsanger von dem Lord of the Manor auf den Gemeinderat übertragen werden. Der Lord bezieht aus diesem Rechte keinen Pfennig und kann nie einen Pfennig daraus beziehen; höchstens könnten ihm Kosten entstehen. Als Entschädigung aber verlangt er die Überweisung von mehr als drei Acker wertvollen Baugrundes aus dem Gemeinlande einer benachbarten Stadt, die zu dem Manor gehört.

In demselben Dorfe hat kürzlich ein Großgrundbesitzer mir nichts dir nichts drei Acker Gemeinland eingezäunt, obwohl das Land seit Menschengedenken als freie Weide benutzt worden ist. Der Widerstand, der sich erhoben hat, scheint aber gute Aussicht auf Erfolg zu haben.

Berufen und im höhern Gewerbe, nämlich: geregelter Verkehr mit Fachgenossen, Bibliotheken, Fachpresse und Reisen.

Das erste dieser Mittel ist zur Zeit vorhanden in: Tonkünstlervereinen, Musiklehrervereinen, Wagnervereinen, neuerdings sind hinzugetreten: Ortsgruppen der Internationalen Musikgesellschaft. Die Wagnervereine arbeiten für das Verständnis Wagnerscher Kunst, die Musiklehrervereine hauptsächlich für die Verbesserung des Unterrichtswesens, die Ortsgruppen für alte Tonkunst und für Musikwissenschaft, die Tonkünstlervereine veranstalten Übungsabende und Aufführungen. Alle diese Institute vertreten spezielle Teile musikalischer Fortbildung und lassen andre beiseite. Sie sind zweitens, vielleicht mit Ausnahme der Wagnervereine, nicht zahlreich genug; gerade die am universellsten angelegten, die Tonkünstlervereine, beschränken sich auf Köln, Dresden, Hamburg, Wien und wenig andre große Städte. Wir haben innerlich wie äußerlich Ansätze, aber kein Ganzes, und der Musik geht somit von der Bildungskraft des für Juristen und Philologen schon durch die amtliche Thätigkeit gegebenen, bei Medizinern durch Ärztevereine, bei Theologen durch Pastoral- und Ephoralkonferenzen, sogar im reinen Geschäftsleben durch Handels- und Gewerbekammern, durch Innungen und Zünfte gesicherten Kollegialverkehrs sehr viel verloren. Es ist deshalb sehr wünschenswert, das Institut der Tonkünstlervereine weiter auszubauen; einmal solche Vereine in jeder Stadt zu errichten, in der eine genügende Anzahl von konservatoristisch oder in anderer Weise hinlänglich gebildeten Musikern wirkt, die der kleinen Orte anzuschließen oder in Bezirksvereinen zusammenzufassen, zweitens aber auch ihre Thätigkeit zu erweitern. Daß es bisher gelungen ist, vom Beruf ermattete Musiker an einzelnen Orten ausschließlich mit praktischer Musik zusammenzuhalten, ist überraschend und rühmlich. Aber zur Norm eignet sich das Verfahren so wenig als etwa der Versuch, in Pastoralvereinen nur zu predigen, in Lehrervereinen Schule zu halten. Die Aufgabe der Tonkünstlervereine muß dahin gefaßt werden, daß sie ihre Mitglieder mit allen wichtigen neuen Erscheinungen der Musik bekannt machen und über alle frisch auftauchenden, schwierigen Fragen aufklären. Fortwährend trägt der Strom der Kunstentwicklung neue Leistungen und Ideen heran, bald auf diesem, bald auf jenem Gebiet, bald vom Inland, bald vom Ausland her. Da fehlt es nun in der Musik gar häufig an der rechtzeitigen und klar begründeten Stellungnahme des Standes als solchen; seine Sachkenntnis kommt nicht zur Geltung, das Schicksal wichtiger Neuerungen wird vom Zufall und von lauten Stimmen entschieden. Daraus kann langdauernde Verwirrung entstehen, wie beim Fall Wagner, es kann auch positiver Verlust entstehen, wie bei der Santoklavatur, die man in fünfzig oder hundert Jahren nochmals, dann hoffentlich gleich vervollkommenet, erfinden wird. Die Musik bedarf eines engern Zusammenschlusses aller Musiker, eines regen und wohlgeordneten Vereinslebens im Interesse der Entwicklung der Kunst, die der Einzelne von seinem Platz aus in der Regel nicht übersehen, noch weniger beherrschen kann, dann aber auch im Interesse der Künstler. Für sie sollen die Vereine Fortbildungsschulen sein. Dem entsprechen die Tonkünstlervereine nicht genug, wenn in ihnen nur gespielt, gesungen und Geselligkeit gepflogen

wird. Sie müssen auf Lehren und Lernen, auf Vermehrung des Wissens und strenge Gedankenarbeit ausgehen und zu diesem Zweck, so wie es in den Ortsgruppen der F. M. G. schon Brauch ist, Referate und Debatten einführen, so oft unbekannte und ungewöhnliche Kunst dazu Veranlassung bietet. Dadurch wird ein Gegengewicht gegen die berufsmäßige Bevorzugung der Phantasie- und Gemütskräfte gewonnen, die Verpflichtung, künstlerische Eindrücke gemeinverständlich zu umschreiben und zu begründen, hält den Geist klar und frisch. Solche Vereinsarbeit zwingt auch die Mitglieder, ihren Bildungsbedarf wach und auf der Höhe der Zeit zu erhalten.

Bei allen, die Gelegenheit zum Vergleichen haben, besteht keine Meinungsverschiedenheit darüber, daß es unter den jungen Musikern, schon physiognomisch erkennbar, einen ungewöhnlich hohen Prozentsatz idealer und geistig hervorragend begabter Naturen giebt; aber ebensowenig unterliegt es einem Zweifel, daß nur wenige von ihnen halten, was sie versprechen. Das liegt nicht bloß an den allgemeinen Gefahren musikalischer Berufsarbeit, ihrem psychisch ermüdenden, aufreibenden, sinnlich erregenden Charakter, nicht bloß daran, daß die Schulen die allgemeine Bildung zu gleichgültig nehmen, sondern dazu kommt, daß den Musikern der Sporn durch Examina, durch Avancementsverhältnisse und sonstige in andern Ständen die Fortbildung regelnde Bedingungen fehlt. Konzertieren ist ja auch eine Art peinlicher Prüfung, aber eine einseitige. Unter diesen Umständen ist die Weiterentwicklung eines jungen Musikers viel mehr gefährdet, als die eines jungen Gelehrten, eines bildenden Künstlers. Nur die planvollen, energischen Köpfe, die ein früh gestecktes äußeres Ziel, die das Feuer der Begeisterung, der Segen eines anregenden, pflichtreichen Amtes treibt, reifen voll aus; die andern bleiben stehn oder verlieren sich in Behaglichkeit und in großstädtische Tändeleien. Es wartet demnach der Tonkünstlervereine eine wichtige, erzieherische Mission. Nur wird es schwer sein, sie aus dem Nichts hervorzurufen und in großen Verbänden aneinanderzufügen. Der Natur der Sache nach fiel diese Aufgabe den Generalmusikdirektoren zu, sobald dem Titel Befugnisse beigegeben würden.

Das andre Mittel der Weiterbildung, das durch Bibliotheken, ist zur Zeit den Musikern schwerer erreichbar als andern Ständen. Die Zahl öffentlicher Musikbibliotheken ist zu klein, die Beschaffung eines umfassenden Schatzes eigner Noten und musikalischer Bücher ziemlich kostspielig. Mit Ausnahme der musikalischen Abteilung der königlichen Bibliothek in Berlin stammen alle großen Musikbibliotheken der deutschen Höfe, Städte und Schulen aus alter Zeit. Die Gegenwart hat keine neuen hinzugefügt, bei den alten hier und da auf zeitgemäße Vervollständigung des Materials verzichtet. Hochherzigen Musikfreunden von der Art des verstorbenen Dr. Max Abraham, des Gründers der für die Leipziger Studien schnell segensreich gewordenen „Musikbibliothek Peters,“ bietet sich hier die Gelegenheit zu einem dauernden Gedächtnis. Die Unzulänglichkeit ihres öffentlichen Bibliothekwesens hat den Musikern den Sinn für dieses Bildungsmittel überhaupt ziemlich verkümmert. Das zeigt sich einmal in der schwachen, hier und da auch unnötig erschwerten Benutzung der vorhandenen Bibliotheken, zum andern darin, daß nur der kleinere Teil der

Fachmusiker auf eigne, wohlgeordnete Privatbibliotheken Wert legt. Es giebt allerdings nicht bloß hochgestellte Tonkünstler, die, auf diesen Besitz stolz, zu allem Nötigen auch noch Seltenheiten, außermusikalische dazu, aufzuweisen haben, wie das bei Brahms der Fall war, sondern auch bescheidne Musiklehrer wenden ein Übriges an den Erwerb teurer Gesamtausgaben. Aber der Durchschnittsmusiker bleibt mit den Ausgaben für die eigne Bibliothek unter seiner Kaufkraft, auch wenn er sie für Konzerte und Theater unbedenklich überschreitet. Die musikalischen Denkmäler, die das neunzehnte Jahrhundert der Tonkunst der Vergangenheit errichtet hat, haben ihn wenig interessiert, klassische Bücher wie die Händelbiographie Chrysanders, die Bachbiographie Spittas haben zum Absatz der ersten Auflage dreißig Jahre gebraucht. Es werden Broschüren über die Sinfonie nach Beethoven, Zeitungsartikel über Haydn in England veröffentlicht, ohne daß die Verfasser die jahrzehntealten Hauptwerke der einschlagenden Litteratur kennen. Wir haben Musiker, die, um unentbehrliche Unterrichts- und Meisterwerke einmal nachzuschlagen, den Gang ins Leihinstitut thun müssen, andre, die wohl Schopenhauer und Nietzsche, aber kein Musikerlexikon bei der Hand haben. Unzweifelhaft zeigt sich hier das musikalische Bildungsniveau sehr niedrig. Die Konservatorien können es heben, indem sie erstens nach dem Muster der Königlichen Hochschule in Berlin die Institutsbibliotheken auf den gehörigen Stand bringen, indem sie zweitens in der Geschichte der Musik auf regelrechte Prüfungen halten. Von den Musikern der Schulchorperiode dürfen wir aus Nachlaßverzeichnissen und aus dem Charakter damaliger Musikschriftstellerei schließen, daß ihre Bücherei in Ordnung war.

Anders ist's mit dem Verhalten zur Fachpresse. Nur wenig Musiker halten keine Musikzeitung, ohne Ausnahme lesen sie welche. Die Blätter haben sich in den letzten Generationen stark vermehrt und verzweigt; für die verschiedensten Interessen und Spezialitäten sind eigne Organe entstanden. Wie überall in der modernen Kulturarbeit, so sind auch hier die Leistungen desto besser, je beschränkter das Gebiet ist, auf dem sie sich bewegen. In den Musikzeitungen, die über die Kunst im ganzen orientieren wollen, wird die ernste Richtung stark durch eine lediglich unterhaltende bedrängt, Belehrung und fachliche Vertiefung haben einen schweren Stand gegen das Neuigkeitsbedürfnis und die Berichterstattung über ephemere Thaten. Ihren tiefsten Punkt hat die deutsche Musikpresse im letzten Jahrzehnt mit einer Reihe kurzlebiger Sensationsblättchen erreicht, deren jugendliche Mitarbeiter Trompete und Horn verwechselten, als Warren tadelten, was sie als Wolf lobten, und jeglicher Einbläserei zu Diensten standen. Da sich dagegen und sogar gegen gemeingefährliche Gaukeleien, wie die Dinge in der Musik liegen, nichts thun läßt, und da jeder Beruf die Presse hat, die er verdient, müssen wir uns über die Zeichen der Besserung freuen, die neuerdings in der Vervollständigung des chronistischen Teils, in der Veredlung des Tons und namentlich darin zu Tage treten, daß in Deutschland wieder wissenschaftliche Musikzeitungen großen Stils möglich geworden sind. Die Musik auf den Universitäten hat daran ein Verdienst. Das letzte Mittel musikalischer Weiterbildung, das Reisen, ist auffälligerweise in demselben Maß, wie es erleichtert worden ist, außer

Gebrauch gekommen. Der deutsche Musiker reist heute zur Erholung, zum Vergnügen, aber er macht keine Studienreisen mehr; er hat dafür auch das Talent verloren. Führt ihn der Weg nach Italien, nach England, klagt er dort über die schlechte Kirchenmusik, hier über die Salonmusik, die Blüte der Oper in dem einen, des Chorwesens im andern Lande, und eine Menge kleinerer oder größerer Vorzüge kommen gegen heimische Anschauungen und Nationalbewußtsein nicht durch. Franzosen und Norweger fördern noch gegenwärtig hervorragende junge Musiker durch Stipendien ins Ausland. Auch für Deutschland ist dieses alte Mittel der Weiterbildung zwar nicht mehr unentbehrlich, aber noch sehr wertvoll.

Am letzten Ende hängt aber nicht bloß die Weiterbildung, sondern die Leistungsfähigkeit des Musikerstandes überhaupt eng mit seinen Erwerbsverhältnissen zusammen. *Mens sana in corpore sano!* Frische des Geistes setzt eine gewisse Sorgenfreiheit voraus, und es fragt sich, ob diese dem tüchtigen Musiker in demselben Grade gesichert ist, wie den Angehörigen anderer Stände. Da muß zunächst entschieden werden, mit welchen Ständen sich der musikalische vergleichen darf. Seiner Bedeutung und seinem Wesen nach gehört er zu den privilegierten Berufsarten, denn er verrichtet im wesentlichen eine Kulturarbeit, die wie die der Kirche und der Schule des Schutzes und der strengen Regelung bedarf. Er hat diesen Schutz in der Zeit der Künste auch genossen, ist aber im neunzehnten Jahrhundert mit andern Leidensgefährten in das Experiment der Gewerbefreiheit hineingezogen worden und der neuen Lage als freier Gewerbetreibender bisher außerordentlich viel schuldig geblieben. In den Erwerbsverhältnissen aller Musikerklassen, Komponisten, Virtuosen, Lehrer herrscht eine übergroße Ungleichheit und Unsicherheit, und nur wenige Zweige des Gewerbes, z. B. die Angehörigen der Zivilkapellen, haben etwas dagegen gethan.

Zum guten Teil stehn wir bei dem Mißverhältnis zwischen Leistung und äußerem Ertrag in der Musik vor einer unabänderlichen Thatsache. Etwas unpraktischer, träumerischer Sinn ist von den meisten musikalischen Naturen unzertrennlich, nur ausnahmsweise halten sich Talent und Weltklugheit die Wage, und viele setzen ihre Kraft zu lang an falsche Ziele. Besonders groß ist die Zahl der enttäuschten Komponisten und Virtuosen.

Der ältern Zeit war die Trennung zwischen schaffenden und ausübenden Musikern unbekannt, weil ein zum Teil aus realen Verhältnissen, aus der Unzulänglichkeit von Handel und Verkehr namentlich, entsprungener Partikularismus die Ansprüche an die Komposition beherrschte. Kirchenkantaten waren meistens nur für den Entstehungsort zu brauchen, in der Nachbarstadt schon wichen die zu Grunde liegenden Choräle in Text und Melodie ab. Jeder Hof verlangte seine eignen Opern, Sinfonien und Konzerte, jede Bürgerfamilie für ihre Freuden- und Trauertage Motetten und Lieder nach ihrem Sinn. Jeder Kapellmeister, jeder Kantor und Organist mußte Komponist sein. Sitte und Brauch zwangen zur Fruchtbarkeit, verhinderten die Talente brach zu liegen und machten manchen zum Meister wider Willen. Zustände und Anschauungen haben sich mittlerweile umgewandelt. Heute würde Handel keine

Tedeums, keine Begräbnishymne, keine Krönungsanthems, Bach keine Ratswahlkantaten, keine Gratulationsdramen, keine Parentationsmotetten mehr zu schreiben haben. Die Gelegenheitskomposition hat alle Bedeutung verloren, mit Ausnahme von Liszts Graner, seiner Ungarischen Krönungsmesse und seiner Heiligen Elisabeth, sind in unsrer Zeit auch keine nennenswerten Kompositionen aus amtlichen Aufträgen hervorgegangen. Der einzige Auftraggeber und Abnehmer ist heute der Verleger. Der Komponist arbeitet nicht mehr für einen kleinen Kreis, sondern für die weite Welt, *sub specie aeterni*. So hofft er wenigstens. Nur hat er gar keine Gewähr, daß ihn die weite Welt beachtet; oft genug kommt er nicht dazu, seine Chöre und Orchesterwerke nur ein einziges mal zu hören und seine Phantasie an der Wirklichkeit zu prüfen.

Trotzdem soll sich jeder junge Musiker auf die Komposition einrichten, sei es auch nur, damit er die Werke der Meister besser versteht, damit er die Wonne musikalischen Schaffens kostet. Glücklicher ist kein Sterblicher als der Komponist, dem eine schöne Melodie, dem der Abschluß eines großen Satzes eben gelang; so warm wirds auch dem Dichter und dem bildenden Künstler nicht, und wiederum liegt das an dem physischen Element der Musik. Aber auf die Komponistenthätigkeit eine bürgerliche Existenz aufzubauen, bleibt ein Wagnis, das Los großer Komponisten ist so unsicher wie das der großen Philosophen und mit der besondern Schwierigkeit belastet, überhaupt zu Gehör zu kommen. Anders als beim Schriftsteller thut beim Komponisten der Druck der Werke nur wenig, sie wollen verständig und liebevoll aufgeführt sein. Das läßt sich mit Bagatellen durch Hilfe einiger guten Freunde schon ermöglichen, aber für Opern, Sinfonien und große Chorwerke Paten zu finden, ist für den konnexionslosen Neuling eine harte Arbeit. Die Musiker haben versäumt, den Verlust der alten Absatzstellen der Komposition irgendwie auszugleichen; es konnten und können in großen Städten zunächst mit Beihilfe der Verleger regelmäßige Novitätenkonzerte eingerichtet, die allgemeinen und die sezeßionistischen Ausstellungen der bildenden Künstler nachgeahmt werden. Auch hierfür fehlen Tonkünstlervereine, auch hier rächt sich der Mangel jeglicher Organisation. Erst in allerletzter Zeit ist man dieser wichtigen Zeitfrage mit dem Gedanken der Errichtung einer „musikalischen Fakultät,“ einer „musikalischen Staatszeitung“ als autoritativen Zensurbehörden näher getreten. Wer garantiert deren Autorität? Wer zwingt die Theater und Konzertsinstitute, die von der Fakultät belobten Werke aufzuführen?

Angenommen aber, daß sich das Durchbringen junger Komponisten in Zukunft wesentlich erleichtern läßt, so bleibt noch die zweite Aufgabe, den materiellen Ertrag der Kompositionsthätigkeit sicher zu stellen. Nur für die Opernkomponisten hat das Tantiemengesetz von 1870 vorzüglich gesorgt, die Komponisten für Haus und Konzert sind eben erst verdienstlich daran gegangen, berechnete Wünsche zur Kenntnis zu bringen. Da Musikverlag und Volksvertretung die Möglichkeit, ihnen statt zu geben, bestreiten, steht ein Kampf bevor, dessen Ausgang wesentlich von der Einsicht der Musikfreunde abhängt. Diese können sich die Sachlage an der einfachen Frage klar machen: Was ist vorzuziehen: daß ein Komponist wie seinerzeit Franz Schubert für

ein Heft der herrlichsten Lieder mit einem Gulden abgefunden wird, oder daß er wie der Engländer Sullivan durch ein einziges gelungenes Stück — sein *Lost Chord* — zu Wohlstand gelangt? Kurz formuliert heißt die Frage: Pauschalhonorar oder Anteil am Absatz, Tantiemen? Das Tantiemenwesen entspricht der Billigkeit, es beherrscht den deutschen Buchhandel, es hat sich im Ausland auch für den Musikverlag bewährt. Die Opfer, die es in Deutschland von Verlegern und Publikum fordert, müssen gebracht, oder aber die Methoden des Kompositionsvertriebs geändert werden. Die Komponisten waren in alter Zeit, in Frankreich noch bis ins neunzehnte Jahrhundert sehr häufig ihre eignen Verleger; es wäre auch heute wieder möglich, daß sie ihre Geschäfte selbst in die Hand nähmen. Auf alle Fälle ist die Revision des deutschen musikalischen Verlagsrechts und des damit verbundenen Ausführungsrechts wünschenswert und dringlich. Die Kunst braucht uneigennützig Begeisterung, gelegentlich auch ein Märtyrertum. Aber sie ist gefährdet, wenn sie ihre Vertreter vorzugsweise auf den idealen Ertrag verweisen muß. Auch der Gegner der weichlichen *heroship*, die alle Lebensschwierigkeiten geistiger Größen zu Verbrechen der Mitwelt umschmiedet, muß zugeben, daß diese Gefahr für den deutschen Komponistenstand besteht. Wenn wir für einen Robert Franz und für andre Tonkünstler, deren Werke noch verbreiteter sind, sogenannte Ehrensolde sammeln müssen, dann ist's nicht zu verwundern, daß einige unsrer besten Talente den Fleiß verlernt haben. Auch von dem Genie giebt es eine bequeme Spielart. Solange aber diese Verhältnisse nicht geändert sind, läßt sich dem jungen Musiker nur raten, die Komposition als Erwerbsquelle erst dann ins Auge zu fassen, wenn sie sich als solche bewährt hat. Goethe und Schiller haben im Nebenamt gedichtet, Liszt und Brahms lange nur in dienstfreien Stunden komponieren können. Brahms freute sich der Zeit, wo er um des Brotes willen beim Tanz aufgespielt hatte. Der echte Pegasus bleibt's auch im Joch!

Auch die Laufbahn des Virtuosen ist heute reicher an Nieten als in frühern Jahrhunderten. Sie hat an Eleganz gewonnen, seitdem die konzertierenden Künstler nicht mehr mit dem Subskriptionsbogen hausieren müssen, für die vom Glück begünstigten auch an Ertragsfähigkeit, seitdem man in einem Monat an dreißig verschiednen Orten auftreten kann. Aber es ist trotz vermehrter und beschleunigter Berichterstattung schwerer geworden, bemerkt und befördert zu werden. Hier besonders macht sich der Mangel des Mäcenatentums geltend, an dem das ganze moderne Musikwesen leidet. Wer in älterer Zeit sich auszeichnete, den nahm unfehlbar ein hoher Herr in seinen Schutz, sorgte für die Vollendung seiner Ausbildung im Inland oder Ausland, gab ihm in seiner Nähe einen Ehrenplatz und eine mindestens sorgenfreie Stellung. In diese Lücke ist heute die Konzertagentur getreten. Der Agent ist aber kein Mäcen, er interessiert sich für einen Virtuosen um des eignen Vorteils willen. Den erreicht er am besten, wenn er auf etliche hohe Nummern hält. Für die stars miniert er so eifrig, daß für andre gleich gute oder bessere Kräfte der Boden abgegraben ist. Der Wettbewerb der Provinz hat durch dieses Verfahren aufgehört, nur die Großstädte erzeugen noch Virtuosen, auf ihre teuern Säle

sind alle jungen Talente angewiesen. Dabei bleibt reichliche Virtuosenkraft an den hintern Orchesterpulten unentwickelt, unbelohnt oder auf die Dankbarkeit und die Bewunderung weniger Schüler und Freunde beschränkt. Das ist zu bedauern, weil das Virtuositentum nicht bloß äußern, sinnlichen Wert hat. Es veranschaulicht wirksamer als alles andre die Macht und die Bedeutung von Persönlichkeit und Individualität in der Kunst und verdient die Kränze, die ihm in der Sage gereicht werden. Darum darf es nicht zur Handelsware werden, und die Konzertsinstitute haben die Verpflichtung, die bisher gescheiterten Versuche, das Agententum aus dem modernen Musikwesen auszuschalten, wieder aufzunehmen. Ein deutscher Konzertverband und eine rein von künstlerischen Interessen geleitete Zentralstelle für Solistenvermittlung ist da!

Wenn der Dirigentenstand in neuester Zeit ebenfalls in den Agentendienst getreten ist, so liegt hier durchaus kein Postulat der modernen Musik vor, die an die Qualität der Dirigenten hie und da andre, aber keine größeren Anforderungen stellt, als die alte, sondern eine zeitgemäße Spekulation, die Erweiterung früherer Ausnahmen zur Regel. An sich können diese Gastreisen nützen, wenn die Dirigenten wirklich Kräfte ohnegleichen sind, wirklich ihre ganze Zeit an Wissen und künstlerischem Charakter überragen. Andernfalls führt die Neuerung irre. Die ganz überwiegende Mehrzahl unsrer Konzertbesucher ist außer stande, einen falschen Weingartner von einem echten zu unterscheiden. Zweitens aber drückt eine künstlich geschaffne Elite den Wert der tüchtigen Lokaldirigenten herab und vermehrt die Neigung zum Götzendienst und zur Zentralisierung, die der deutschen Musik verderblich und ihrer Geschichte unwürdig ist. Reisender Orchester bedarfs für unsre Großstädte ebenfalls nicht, wohl aber könnte sich ein Unternehmer durch Ausschicken eines Musterchors, wie es seinerzeit der Amsterdamer Kirchenchor war, verdient machen. Auch die reisenden Gesangsquartette, deren wir mehrere haben, ergänzen das heutige Musikwesen an nothleidenden Stellen und verdienen deshalb Förderung.

Unter allen Klassen der deutschen Musiker sind es die Musikdirektoren, deren Erwerbsverhältnisse am meisten der Aufbesserung bedürfen. Die Thätigkeit eines Dirigenten, dem gute Kräfte zur Verfügung stehn, ist innerlich so befriedigend, daß um ihretwillen mancher angesehene Virtuos seine Laufbahn aufgegeben hat. Aber von den mindestens fünftausend Dirigentenstellen, die sich mit Ausschluß der Oper und mit Einschluß der Liedertafeln in deutschen Musikerkalendern nachrechnen lassen, ist kaum der hundertste Teil so dotiert, daß ihre Inhaber auf Nebenerwerb verzichten können; bei der Mehrzahl ist die Direktion das Nebenamt. Das scheint in der Ordnung, wo es sich um wenig Aufführungen handelt; ist aber doch nicht. Das Amt verlangt einen starken Einsatz von persönlicher Begabung, von Schule und Vorbereitung. Jedem, der am Vormittag eine mehrstündige Orchesterprobe geleitet hat, ist für den Rest des Tages Ruhe zu gönnen, wer abends auch nur die Übungen eines schlichten Männerchors leiten soll, darf seine Frische nicht in Lektionen verausgaben. Diesem Punkt wird besonders von den deutschen Chorvereinen, mit einer einzigen Ausnahme, keine Rechnung getragen, und daran krankt dieses ganze Chormwesen. Wie diese Dilettantenchöre sind, hätten die meisten, soll es

in Deutschland auf diesem Gebiete dem Ausland gegenüber nicht ähnlich gehn wie im Schulgesang, Chorschulen und Privatkurse nötig und müßten ihre Dirigenten so stellen, daß sie ihnen die volle Kraft widmen könnten. Von diesem Ziele trennen uns noch außerordentliche Schwierigkeiten; aber es ist für die Klärung der Sachlage förderlich, es aufzustellen. Dazu, daß es allmählich erreicht wird, können die Musikzeitungen, unter denen es Spezialorgane des Chorgesangs giebt, viel beitragen.

Auf dem Wege, die Einkommensfrage günstig zu lösen, sind die Musiklehrer und die Orchestermusiker, die einzigen Gruppen des Standes, die gemeinsame Interessen geschlossen zu vertreten begonnen haben, vielleicht, weil in beiden die Not am drückendsten war. Auch heute leiden beide noch an der Überfüllung des Berufs, die Orchestermusiker so sehr, daß ein Anfänger froh ist, wenn er nach langer, mit einem dreijährigen Konservatoriumskursus beendeter Lehrzeit einen Jahresgehalt von tausend Mark erreicht. Die Mitglieder angesehener Kapellen stehn in ihrem Fiskus ungefähr den Volksschullehrern gleich, die Konzertmeister den Schuldirektoren, in der Mitte die Vertreter wichtiger Soloinstrumente; bei der aufreibenden, zu frühem Alter führenden Natur ihrer Arbeit eine immerhin bescheidne Lage. Die Musiklehrervereine haben ihr Hauptaugenmerk zunächst auf die Verbesserung der Leistungen gerichtet; auf dem materiellen Gebiete werden sie das Teil von Ungleichheit und Zufall, das in der Natur der freien Gewerbe liegt, immer ertragen und es dulden müssen, daß persönliche Verbindungen und Geschäftstalent die Begabung und die Tüchtigkeit überfliegen. Für alles aber, was am Los des Musikers mangelhaft ist, läßt sich Besserung nur unter zwei Bedingungen ermöglichen: das sind nüchterner Blick und Zusammengehn!



Von einer Weltreise

2. Ursprung der Überlegenheit der Weißen über die andern Rassen



ie Europäer, die die Gesellschaft in den Tropen oder in Nordamerika zusammensetzen, stammen bekanntlich keineswegs aus besonders ahnenstolzen oder vornehmen Kreisen, im Gegenteil, zumal die Deutschen. Hierin liegt der Grund, warum die Deutschen draußen so leicht zu Engländern werden. Sie stammen aus zu einfachen Kreisen. Zu Hause haben sie keine gute deutsche Gesellschaft zu sehen bekommen. Werden sie nun draußen reich, so wollen sie auch vornehm werden, und wissen doch nicht, wie sie sich benehmen sollen. Sie haben nur das englische Vorbild, und diesem müssen sie folgen. Das Vornehmwerden geht in den Tropenkolonien sehr schnell. Jeder junge Kaufmann, der hier in Deutschland für Gleichheit schwärmt, weil er ohne Vermögen fürchten muß, sein Leben in Dunkelheit zu verbringen, wird draußen